



Mit der  
Eisernen Division  
im  
Baltenland

von

KORVETTENKAPITÄN FREIHERR VON STEINAECKER



RIGA

ET  
A

DEY & KOBER VERLAG · HAMBURG

# Mit der Eisernen Division im Baltenland

von Korvettenkapitän  
Freiherr von Steinaecker.

*Franz Josef*

1.—5. Tausend

4-A.

43649



Hamburg 1920  
Dr. Bubendey & Rober Verlag

Est. A



31088

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Dr. Bubendey & Rober Verlag,  
Hamburg 1920.

Den Baltenfämpfern gewidmet.

## Inhalt.

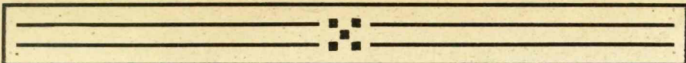
oo

	Seite
Die Heimat in Gefahr . . . . .	7
Auf dem Wege nach dem Osten . . . . .	11
In Krefow . . . . .	15
Der Abtransport aus Krefow . . . . .	22
Weiter gen Osten . . . . .	24
In Mitau . . . . .	26
Auf Vorposten . . . . .	31
Die Befreiung Rigas . . . . .	37
Der Vormarsch auf Friedrichstadt . . . . .	49
Schlußwort . . . . .	54





Das Offizierkorps des Detachements Poensgen  
1. Hauptmann Poensgen. 2. Der Verfasser



## Die Heimat in Gefahr.

„Vor inneren Sorgen und dem unerhörten Druck der Entente kommt Deutschland nicht zum Verständnis der ungeheuren Gefahr, die vom Osten mit jedem Tag näher heranrückt. Keine Schönfärberei und kein leichtsinniges Dementi hilft darüber hinweg, daß wir gegenüber einer großangelegten Offensive des russischen Bolschewismus stehen, die nur eine bessere Jahreszeit abwartet, um uns zu überrennen.“

Diese aus der Feder eines Kriegsberichterstatters bei der Obersten Heeresleitung in Kolberg stammenden schwerwiegenden Sätze brachten im Februar 1919 die Hamburger Nachrichten.

Fürwahr, für alle Nationalgesinnten eine Mahnung und Warnungsruf zugleich.

Wie Schuppen mußte es jedem Soldaten von den Augen fallen, — helfen, ehe es zu spät! Jeder, der noch gesund, mußte diesem Warnungsruf folgen, war doch unsere Ostmark stark gefährdet.

Die Regierung schien diese Gefahr auch zu erkennen, denn mit ihrer Genehmigung wurden an vielen Stellen des Reiches Werbezentralen eingerichtet, die Krieger zum Schutz der Heimat und des Baltenslandes vor den vordringenden russischen Bolschewistentruppen antwerben sollten.

Mein Entschluß stand fest; auch ich wollte helfen und stellte mich daher Anfang März 1919 der Werbe-  
stelle für das Balttenland in Hamburg zur Verfügung.

Allerorts wurde so viel Unnützes geredet, fortgesetzt verhandelt und doch nichts Positives erreicht. Das kann unsereins auf die Dauer nicht mit ansehen, denn für uns Soldaten galt stets und soll h e u t e noch die m ä n n l i c h e T a t entscheidend gelten.

Durch meine theoretische Tätigkeit während des Krieges in Hamburg war ich mit dem Kriegshand-  
werk nur wenig in Berührung gekommen. Schon deshalb gab es für mich kein Besinnen, daher los von Frau und Kindern, herein in den Rachen der Bolschewiki!

Die Werbestelle in Hamburg arbeitete schon fieber-  
haft und auch mit einem gewissen Erfolg an der Auf-  
stellung von Infanterie-, Artillerie- und Kavallerie-  
formationen. Es gab viel zu bedenken. Allerorts Schwierigkeiten. Was früher auf Grund unserer Disziplin und Unbestechlichkeit als selbstverständlich galt, kannte man heute nicht mehr. Um Mann und Roß und Wagen mußte förmlich geworben werden, wobei die klingende Münze zur U n t e r s t ü t z u n g oft leichte Hilfsstellung geben mußte. Für uns alte Soldaten ein trauriger Anblick. Deshalb aber kein Verzagen, eine schöne und zugleich verantwortliche Aufgabe stand uns bevor, und das war die Haupt-  
sache.

Das Gefühl, endlich mal herauszukommen aus dem Schmutz der Revolution und produktive Arbeit mitteleisten zu können, hat mir in den vielen Tagen mühseligster Vorbereitungen einen besonderen Impuls gegeben.

Wohl lähmte mich zuerst wiederholt das Gefühl, daß ich nun kämpfen sollte, ohne m e i n e m K a i s e r

zu dienen, aber ich habe solche Gedanken gewaltsam heruntergedrückt und mir immer gesagt: „Das Vaterland ist in Not, was kümmert dich da die Staatsform“. In diesem Sinne sprach ich auch später zu meinen Leuten.

Am 11. März konnte ich als designierter Bataillonsführer zwei meiner bisher aufgestellten Kompanien zu einer kurzen Besprechung in ihren Quartieren in Groß-Borstel versammeln. Da standen sie — fast alle nagelneu eingelleidet — unter ihnen viele Hamburger Jungens. Ich muß sagen, ich war nach all dem vorher Erlebten angenehm enttäuscht.

In Zivil — selbst hatte ich so schnell noch kein feldgraues Röckchen bekommen können — trat ich vor die Leute hin, um die Meldung der Kompanieältesten entgegenzunehmen, und für Augenblicke konnte man sich wieder in alte Zeiten zurückversetzt denken. In diesen alten und jungen Soldaten steckte anscheinend doch noch ein Funken alter Disziplin, und das während langer Traditionen gepflegte soldatische Gefühl schien noch nicht ganz erstorben. Vieles fehlte ja noch, jedenfalls, und das war der Zweck der Versammlung und der von mir erhoffte, hatte ich den Eindruck gewonnen, „mit den Leuten kannst du es riskieren“.

Wenn ich in dieser Beziehung im weiteren Verlauf der Zeit trotzdem manche Enttäuschung erlebte, so stehe ich doch nicht an, zu erklären, daß die große Zahl der mir unterstellten Leute — speziell der Hamburger — das gehalten hat, was sie versprach.

Gehorsam, Kameradschaft, Treue und persönlicher Mut, diese alten Soldatentugenden sind wiederholt und oft sehr eindrucksvoll zu ihrem Recht gekommen, und waren Vorgesetzte und Unterführer besonders moralisch auf der Höhe, so übertrug sich dieses auch

stets auf die betreffende Truppe, und man konnte mit ihr den Teufel aus der Hölle holen.

Als alter Marinemann, der ich die Gepflogenheiten und Kriegsgewohnheiten des Heeres nicht kannte, habe ich in diesen Zeiten viel lernen müssen, oft habe ich daneben gehauen, manches vielleicht auch richtiger gemacht als meine Kameraden von der Armee, war ich doch, wie man sagt, „unbelastet“. Von mir konnte wirklich keiner sagen, daß ich am Alten klebe. Von praktischer Heereskunde hatte ich doch so gut wie keine Ahnung. Der Federhalter war in den letzten Jahren vorzugsweise meine Angriffs- und Abwehrwaffe gewesen.

Mein Ziel, aus den durch die Revolution verseuchten Männern wieder einigermaßen brauchbare Soldaten zu machen, hatte ich jedenfalls stets vor Augen und dazu war mir jedes Mittel recht, weil ich den Endzweck erreichen wollte, eine zuverlässige Truppe zu den bevorstehenden Kämpfen an den Feind zu bringen.



## Auf dem Wege nach dem Osten.

Die Zeit drängte, die Leitung der „Eisernen Division“ rief nach Truppen zur weiteren Verstärkung ihrer Wehrmacht.

Man hatte mir gesagt, daß von mir geführte Bataillon würde zu dem in Aufstellung begriffenen Detachement Poensgen treten. Wo sich die übrigen Teile des Detachements befanden, wie weit es bereits komplett, wer Poensgen überhaupt war, hatte ich keine Ahnung. Man hörte nur, letzterer sei sehr groß und von außergewöhnlichem Schneid beseelt. Keine schlechte Einführung! So blieb ich im Dunkeln, bis ich ganz plötzlich erfuhr, am übernächsten Tage sollten meine beiden Kompanien, die vorläufig nur über eine Stärke von je 100 Köpfen verfügten, nach dem Osten verladen werden, mit dem Reiseziel Weiden in Kurland, woselbst sich der Stab der „Eisernen Division“ befinden sollte. Der Rest meines Bataillons käme dorthin nach, ebenso alles was ich sonst an Ausrüstungen noch benötigte, und das war viel! Fehlte es doch hauptsächlich an Mänteln und Stiefeln. Mit einem Paar Stiefel war ja bei den noch bevorstehenden nassen Monaten in Rußland wirklich nicht viel zu machen. Pferde und Wagen hatte ich gar nicht. Dazu war der Munitionsvorrat äußerst beschränkt. Draußen sollte selbst gar nichts zu haben sein. Man hatte

dort fortgesetzt behelfsmäßig arbeiten müssen, immer von der Hand in den Mund gelebt, dazu fortgesetzt gekämpft. Aber eiserne Leute, wie der Führer der „Eisernen Division“, — Major Bischoff — jener alte Afrikaner, kannten keine Schwierigkeiten. Mit seinem treuen und ebenso umsichtigen Gehilfen, — Hauptmann Biese — waren sie in allem eine treibende Kraft, nur bestrebt, ihrem in Not befindlichen Vaterlande mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Kräften zu helfen. Ganze Männer, wie wir sie draußen gebrauchten und Leute der Tat. Das sollten wir noch wiederholt erfahren dürfen.

Am 13. März, abends, stand alles verladebereit auf dem Altonaer Güterbahnhof.

Auf der Fahrt zum Bahnhof hatte ich schon von geheiztem D-Zugwagen, der mich und meinen vorläufigen Stab aufnehmen sollte, geträumt; ein ungeheizter, mit Stroh belegter Wagen 3. Klasse rief mich, den noch in Abschiedsstimmung befindlichen Träumer, wieder zur Wirklichkeit zurück.

Um Mitternacht fuhren wir los, langsam und auch sicher, wie eben so ein Transportzug fährt. Meine Offiziere, die ich teilweise erst auf dem Bahnhof kennen lernte, unterstützten mich in all den für einen Seemann neumodischen Transportangelegenheiten sehr wesentlich. Als Adjutant stellte sich ein biederer mecklenburger Reserveleutnant vor, einer, der den Krieg schon bis zur Keige ausgekostet hatte. Mit ihm habe ich manch ernste und auch lustige Stunde geteilt. Er blieb sich stets gleich als hilfsbereiter, ruhiger und energischer Mitarbeiter. Auch eines jungen Marinefähnrichs aus Ahrensburg, der sich meinem Transport anschloß, um zu seiner Truppe in Kurland zu gelangen und der später zu meinem engeren Stabe gehörte, gedente ich besonders herzlich.

So rollten wir unentwegt in die Richtung Ost, und mit jedem Kilometer wurde die Haltung der Leute schlechter. Fast auf jeder Station entstanden Schwierigkeiten durch renitente Persönlichkeiten. Befehle mußten immer mehrere Male gegeben werden, Unteroffiziere, von denen sehr viele waren — geradezu verdächtig viel — hatten bis auf wenige Ausnahme kaum Einfluß auf ihre Untergebenen, man behandelte sie und gehorchte ihnen, wie es einem jeden gerade beliebte. Ungezählte Male mußte ich, da die Offiziere den Situationen oft auch ratlos gegenüber standen, persönlich eingreifen. Hatte der Transport längeren Aufenthalt, so entfernte sich ein Teil der Leute und verschwand vom Bahnhof. Vorher durchdachte und angeordnete Maßnahmen wurden hinfällig, da man sich auf Posten und Wachen nicht verlassen konnte, sie traten selbst ab und verpaßten bisweilen auch den Transport, der dann „gerade“ abgefahren war.

So spielte ich denn zeitweise selbst Posten und Zugwache, redete gütlich zu, schimpfte, lachte und hatte nur die Hoffnung, daß ich eines Tages nicht ganz allein am Ziele erschien, denn selbst mein sonst so zuverlässiger Adjutant hatte sich auf einer Station etwas verspätet; er wollte an die Braut Grüße drahten — auch dachte er vielleicht, im warmen Personenzuge fährt sichs besser. Jedoch erreichte er uns noch vor Stettin.

Obwohl keine Munition in den Händen der Leute sein sollte, veranstalteten doch einzelne während der Fahrt Scheibenschießen auf weidendes Getier. Ein Schwan hat sogar daran glauben müssen. Die Munition stammte wohl bei einigen noch aus der ersten herrenlosen Revolutionszeit. Kurzum, es zeigte sich, daß die Disziplin doch recht äußerlich geworden war.

Maulhelben waren noch wie bisher tonangebend, hezten bei jeden Gelegenheiten und bestahlen auch zur Abwechslung in unbeobachtetem Augenblick ihre Kameraden. Eine angenehme Soldateska!

So erreichten wir am nächsten Mittag Neubrandenburg, und hier hatte ich, wie man sich drastisch ausdrückt, „die Nase voll“, und auf der dortigen Verpflegungsstation erklärte ich daher meinen Leuten, daß, wenn sich ihr Benehmen nicht sofort bessere, ich einen Zug in der anderen Richtung benutzen würde — meine Offiziere mit mir! Das zog! Denn die vielen Arbeitslosen unter den Falmitriegern wollten das Ziel erreichen; witterten sie im Osten doch reiche Beute. So bekamen denn die besseren Elemente, von denen viele die in dem Werbeformular versprochene Ansiedelung in Kurland verlockt haben mag, und zunächst Frau und Kinder verließen, Oberwasser, und wir gelangten ohne weitere Zwischenfälle bis nach Stettin.

Aber ach — Verhängnis! Auf der Linienkommandantur liegt für mich der Auftrag, den Transport auszuladen und nach dem in der Nähe befindlichen Truppenübungsplatz Arkow zu rücken, um dort weitere Befehle entgegenzunehmen. Die erste Enttäuschung! Von wem der Befehl kam, war nicht genau in Erfahrung zu bringen — ein gewisser Herr Leutnant Meier sollte aus Berlin im Auftrage telefoniert haben. — Dufeliger Meier! Jedenfalls weigerte sich die Linienkommandantur auf Grund dieser Anweisung, uns weiter zu befördern.

Nach ungemütlicher Nacht, die von Spartakisten, welche Beute witterten, gestört wurde, rückten wir am nächsten Morgen nach Arkow.





Der Bataillonsstab in Krow  
× Korvettenkapitän Srhr. v. Steinaecker

## In Krefow.

Ein Truppenübungsplatz war ja nie so schrecklich beliebt — zumal im Winter! Ungastlicher konnte man aber nirgends aufgenommen werden als hier in Krefow. Die vergangene Revolutionszeit hatte auch hier mit allen früheren Traditionen gebrochen. Verlauste und vollkommen verschmutzte Räume, fast ohne jegliches Inventar, mit zerbrochenen Fensterscheiben sollten das Logis meiner Leute werden. Unsere Vormieter hatten fast alles zu Brennholz gemacht oder in Papiergeld verwandelt. So fand man fast gar nichts mehr vor. Hörbares Murren meiner Leute — aber vergebens! Damit ist es ja aber nicht gemacht, deshalb an die Arbeit! Und so vergingen die nächsten Tage mit Säuberung dieses Augiasstalles.

Währenddessen entwarfen der Adjutant und ich uns einen Organisationsplan für die nächsten Tage, denn auf Grund dieser erspriesslichen Reise waren wir doch zur Ansicht gekommen, daß zur Hebung der Moral und Brauchbarkeit unserer Männer etwas geschehen müsse. Doch schien mir das Wichtigste, mich erst einmal mit der Ausrüstung der Leute zu beschäftigen, die zweifelsohne der Ergänzung bedurfte. Ein zu diesem Zwecke angefertigter Appell ergab ein geradezu erstaunliches Ergebnis im negativen Sinne. Es war wohl keiner, der über eine vollständige Ausrüstung

verfügte, obwohl nach Aussage der Werbezentrale Hamburg jeder eine komplette Ausrüstung erhalten haben sollte. Aber ich witterte schon Verrat. Ausreden, wie „verloren“ oder „gestohlen“, kannte man ja zur Genüge. Jedenfalls mußte ein System gefunden werden, um Mann und Ausrüstung von nun an unzertrennlicher zu machen. Verschließen konnte man im Lager nichts, die Leute hatten auch nur das Notwendigste, was ich ihnen nicht abnehmen konnte. So halfen nur fortgesetzte Appells. Hiermit vergingen die Tage, und es zeigte sich immer mehr, daß die Disziplin doch oberfaul war. Die Stadt Stettin wirkte auch bereits sehr nachteilig auf die Moral einzelner Leute. Trotz aller Anordnungen ließen sie ohne Erlaubnis aus dem Lager, kamen nicht zum Dienst, schossen mit Gewehren oder Pistolen auf kreuchendes oder flatterndes Vieh, spielten, tranken, heßten bei jeder Gelegenheit und bestahlen wiederum ihre Kameraden, letzteres in geradezu großzügiger Weise. Ich war froh, daß ich im Lager außer einer kleinen Abwicklungsformation allein mit meinen Männern war, so war die Ansteckungsgefahr nicht zu groß. Der Verkauf von Bekleidungsstücken wurde zur Epidemie. Vor dem Lager standen Juden, die alles zu „höchsten Preisen“ kauften. Wer widersteht solchen Versuchungen! Man konnte verzweifeln! Ich beriet mich wieder mit Büchow, meinem Adjutanten, und gab ihm neue Richtlinien, blieb aber persönlich milde. So bekam ich langsam, nachdem ich einen Teil der schlechten Elemente kurzerhand an die Luft gesetzt hatte, die paar Männerchen in die Hand. Es wurde zusehends besser, nachdem die Leute merkten, daß hier nicht im Trüben gefischt werden konnte. Es gab natürlich noch allerlei Reibungen, besonders in der Verpflegungsfrage, obwohl unser Verpflegungsoffi-

zier alles tat, was in seinen Kräften stand. Es verging kein Tag, wo sich bei mir nicht eine gewisse Kommission vorstellte, die wieder was in den Hals gestopft haben wollte. Ich gab stets, schon als Ausgleich für die Langeweile, der die geistig untätigen Leute in Krefow ausgesetzt waren.

Die Verpflegung war im allgemeinen stets gut und reichlich, und Anlaß zu Klagen gab es wirklich nicht. Etwas weniger „Roskfett“, wie die Leute Marmelade nannten, hätte es vielleicht geben können. Sonst erhielt doch jedermann täglich Fleisch und allein 750 Gramm Brot und brauchte körperlich nichts Besonderes zu leisten. Aber der Müßiggang macht unzufrieden. Als wir eines Tages für eine Unternehmung nach Stargard angesetzt wurden, die man aber im letzten Augenblick absagte, verlangten die Krieger am nächsten Tage „Kampfulage“. Wer lacht da! Sie bekamen sie, essen macht fett, und die Liebe geht durch den Magen. Wer kennt nicht diese alte Wissenschaft.

Da wir auch eine sehr nette Kantine eingerichtet hatten, wobei wir zuerst allerdings Nackenschläge erhielten, weil wir in dem Kantinier — einem Soldatenratsmitglied aus der Revolutionszeit — den Bock zum Gärtner gesetzt hatten, so fehlte den Leuten, die stets über Geld verfügten — der Soldatenberuf war ja Nebensache, Spielen und Schieben die Hauptsache — eigentlich nichts mehr zu ihrem Wohlbefinden.

Und doch wurde immer weiter gehezt; meine Kompanieführer klagten, die Leute denunzierten sich untereinander; oft fiel ich darauf herein. Nachher wollte ich nichts mehr hören, machte dafür mehr Dienst und sprach fast täglich mit den Leuten in der Gesamtheit. Ich habe stets Politisches peinlich vermieden, dafür aber an die Moral der einzelnen und an das soldati-

sche Ehrgefühl eines jeden immer und immer wieder appelliert. So wurde auch dies langsam besser. Die guten Elemente halfen mir sehr, wofür ich den Mitelsmännern, Vertrauensleute, wie wir sie nannten, (Soldatenräte waren in unserer Verfassung nicht „verankert“!) noch heute dankbar bin. Auch unter ihnen waren Unwürdige; aber man erkannte sie bald und sie verschwanden.

Allmählich gaben mir die meisten meiner Leute ihr Vertrauen, — dies zu merken gab mir wieder Schwung zum weiteren Handeln.

Inzwischen war das Generalkommando in Stettin dahinter gekommen, daß wir das Lager bezogen hatten. Es gab wieder Reibungen, allerdings anderer Art, zumal sich die „Poensgen-Indianer“, wie sich unsere Leute scherzhaft selbst nannten, in Stettin bei den Spartakisten unbeliebt gemacht hatten, und es wiederholt zu Schlägereien kam, wobei Fahrerpeitschen eine ganz besondere Rolle gespielt haben sollen. Deshalb hoffte ich jeden Tag auf den Abtransport mit irgendeinem Dampfer von Stettin aus zu ermöglichen; aber die Entente gab den Seeweg nicht frei.

Zudem legte Hauptmann Poensgen, der mit seinem Stabe noch in Berlin an der weiteren Aufstellung und Ausrüstung für das Detachement geradezu fieberhaft arbeitete, Wert darauf, das gesamte Detachement geschlossen herauszuführen.

Im Laufe der Zeit erschienen dann weitere „Poensgen-Indianer“ in Arefow, so daß das Detachement jetzt über

- 2 Infanterie-Bataillone,
- 3 Artillerie-Batterien,
- 2 Schwadronen,
- 1 leichte Munitionskolonne,

zusammen über 2000 Mann und 600 bis 700 Pferde verfügte. Zur Verwendung gegen Bolschewikihorden eine ganz ansehnliche Macht.

Hierdurch erhielt das Lager ein kriegerisches Bild. In aller Morgenfrühe tummelten sich jetzt die Marsjünger auf weiter Flur. So sah man im Hintergrund eine Feldbatterie ihre widerspenstigen Böcke einfahren, eine andere war schon weiter und „evolutionierte“, wie der Seemann sagt, schon ganz nett. Auch das Fußvolk war fleißig bei der Arbeit. Man übte Schützendienst, schoß Gewehr und Maschinen-Gewehr ein und warf in weiten Bogen mit Handgranaten. So arbeitete alles fieberhaft, und unsere militärische Kraft begann zusehends zu erstarken.

Auch die Kavallerie nicht zu vergessen, sie war stets am fleißigsten. Wer erinnert sich nicht mit besonderem Vergnügen an die Reitstunden, die ein gewisser Rittmeister von den schwarzen Husaren morgens in aller Frühe zum Gaudium aller Zuschauer vor den Stabsbaracken erteilte? Wer sieht nicht noch seine Reitpeitsche — Zielpunkt Mitte Pferd — durch die Luft fliegen, um aber meistens doch zu spät zu kommen? Oder wer erinnert sich nicht unseres langen Detachementsführers bei humorvoller Zähmung irgendeiner widerspenstigen Rosinante?

Das sind so Erinnerungen jener Zeit, die man nicht missen möchte und die die kleinen Freuden des Tages bedeuteten. Denn der Arbeit galt sonst der Tag. Der Organismus mußte weiter und weiter ausgebaut werden, und dies gelang uns auch dank der bewährten Leitung unseres Führers.

Es ist gar nicht zu beschreiben, was für Schwierigkeiten sich ihm bei der Zusammenstellung der Detachements entgegenstellten. Aber seine große Ruhe, seine Ausdauer und sein Dispositionsvermögen über-

brückten alles, und er fand stets den richtigen Weg. Besonders schwierig gestaltete sich die Pferdebeschaffung. Aus allen Ecken des Reiches mußten wir sie uns selbst zusammenholen. Aber in welchem Zustand waren sie meist, als sie bei uns eintrafen — bessere Kleiderländer! Wir nahmen uns ihrer schlecht und recht an und haben aus ihnen wieder sehr brauchbare Vierbeiner gemacht, die die spätere anstrengende Periode in Rußland zum größten Teil gut durchgehalten haben. So war die Zeit mit Erfreulichem und viel Unerfreulichem langsam vergangen.

Schon 7 Wochen war ich nun auf dem Truppenübungsplatz anwesend und noch bestand keine Aussicht für einen Abtransport, fehlten doch noch zu viel Pferde, welche die „Eiserne Division“ so dringend benötigte. Unsere Leute waren auch schon lange ungeduldig, was sich wieder in vereinzelter Disziplinlosigkeit bemerkbar machte. Die einen waren wieder freiwillig gegangen, andere gewaltsam, so daß mit der Zeit wiederum ein erheblicher Erneuerungsprozeß innerhalb der Detachements vor sich gegangen war. Aber diesmal zum Nutzen des Ganzen — wir hatten alle gelernt. Nur der Beste wurde noch genommen, und so hatten wir es durch stete Beharrlichkeit erreicht, daß wir Ende April eine Truppe vor uns sahen, die unbedingt an Friedenszeiten erinnerte.

Freiwillige Unterordnung, gestützt auf gegenseitiges Vertrauen, hatte die Truppe in sich gefestigt, so daß wir Führer mit vollstem Vertrauen in die Zukunft blicken durften.

So kam der 27. April heran, der Tag, an dem ein kleiner Teil unserer Leute mit Kommunisten in einer Versammlung in Stettin handgemein wurde, was zum Eingreifen des Detachements in Stettin zwang und zur Folge hatte, daß auf Veranlassung des

Kriegsministers der Abtransport des Detachements innerhalb 24 Stunden erfolgen mußte. Die näheren Umstände, die zu dieser Maßnahme führten, werden wohl einzelnen Lesern aus der Presse erinnerlich sein.

Es waren wenig erhebende Stunden, die noch bis zum Abmarsch verstrichen. Hauptmann Boensgen, der auf Druck der Arbeiterschaft in Stettin vom Generalkommando in Schutzhaft genommen war, sowie 35 Artilleristen, die in den Konflikt geraten waren und in Haft saßen, mußten wir schweren Herzens zurücklassen.

Bewußt habe ich Strömungen innerhalb des mir nun unterstellten Detachements, die zur gewaltsamen Befreiung der oben Genannten führen sollten, entgegengewirkt, um die Lage des Detachements nicht noch zu erschweren und die gefahrbringende Auflösung desselben zu vermeiden, denn wo blieb dann mein Endzweck, die Truppe gefestigt an den Feind zu bringen. Zum zweiten rechnete ich mit Bestimmtheit damit, daß auf Grund der Haltung der Stettiner obersten Militärstellen diese bald durch andere ersetzt würden, was die Freilassung unserer Kameraden sehr bald nach sich ziehen würde.

Die Verhältnisse haben mir später recht gegeben und Offiziere des Detachements, die in der fraglichen Nacht mit meinen Maßnahmen nicht so ganz einverstanden waren, mußten ihre Ansichten später etwas revidieren.





## Der Abtransport aus Krefow.

Man stelle sich vor, ein Detachement von ungefähr 2000 Mann mit vielen Pferden, dazu ungezählte, unverpackte Ausrüstungen transportfähig zu machen, so daß innerhalb 24 Stunden — und die waren es knapp — alle das Lager verlassen hatten. Dazu kaum Transportmittel. Keine Kleinigkeit!

Alle Führer protestierten, ich innerlich auch. Aber die Lage ließ es mir nötig erscheinen, und deshalb mußte es erreicht werden. So ging der erste Transport schon nach wenigen Stunden fort. Und 24 Stunden nach erlassenen Befehl hatten wir unsere Zelte in Krefow endgültig abgebrochen.

In sechs Zügen sollte das Detachement nach dem Osten geleitet werden; alles ging planmäßig.

Ich begab mich mit dem Detachementsstab und einer Schwadron zunächst nach Löcknitz, zirka 10 Kilometer von Stettin, um gemäß dem Plan der Linienkommandantur, von dort aus am nächsten Abend nach dem Osten abzurollen.

Somit schloß die erste Etappe; zwar durch die Zurücklassung unserer Kameraden — speziell des allgemein beliebten Führers — mit einem groben Mißklang. Aber unsere Gedanken richteten sich unwillkürlich ostwärts. Dort lag doch unsere nächste Zukunft, dort lag auch Riga, das unter dem Joch der Bolsche-

wisten so schwer seufzte und dessen Bevölkerung so  
sehnsüchtig der Befreiung harrete. Wem trieb es nicht  
die Röte der Wut in die Wangen, wenn man in  
Stettin von den vielen geflüchteten Deutschen und  
Balten hören mußte, welche Schreckensherrschaft der  
bolschewistische Terror in Riga ausübte. Deshalb  
„äußerste Kraft“ voraus, um nicht zu spät zu kommen.





## Weiter gen Osten.

So setzte ich am 30. April die unterbrochene Reise nach dem Osten fort, und da wir für den Stab über einen D-Wagen 2. Klasse verfügten, war diesmal für die Bequemlichkeit etwas besser gesorgt. Auch unsere Leute fühlten sich in ihren warmen Pferdewagen äußerst mollig, was sich durch Singen und Kartenspielen äußerte. Zudem ließ die Verpflegung nichts zu wünschen übrig, und ich lernte so auch die guten Seiten einer Kriegsverpflegungsstation kennen.

Ueber Stargard—Neustettin—Konik—Dirschau—Elbing—Königsberg—Tilsit steuerten wir nun, von dauernden Regengüssen begleitet, dem Osten zu. Ich hatte mir das Reisen — fuhr ich doch zum erstenmal in einem längeren Transport — viel beschwerlicher vorgestellt. Ich fand es geradezu amüsant und habe mir sogar durch das viele Essen den Magen verdorben.

Am Mittag des 3. Mai überschritten wir bei Posheruny die deutsche Grenze ohne von Soldatenräten in der Heimat und ähnlichen Bequemlichkeitsbereitern gestört worden zu sein. Jawohl, das war was Besonderes! Hatte doch erst kürzlich ein Zug auf Veranlassung des Soldatenrats einer östlichen Stadt auf lange Dauer festliegen müssen. Na, unser Programm begegnete jeder Eventualität!

Das Wetter wurde nach Ueberschreiten der Grenze womöglich noch schlechter, so daß Litauen einen wenig freundlichen Eindruck hinterließ. Die „Feldmarschall-Hindenburg-Brücke“ war das einzige, was auf der weiteren Reise mein Interesse erregt hat. Wer kennt nicht das Meisterwerk deutscher Pionierkunst!

Am 4. Mai, morgens, trafen wir in Schaulen auf den letzten Transport unserer vorausfahrenden Kolonnen und erreichten gemeinsam mit diesen am Nachmittag desselben Tages M i t t a u.



## In Mitau.

Dumpfer Kanonendonner tönte uns entgegen, und ich sah mich im Geiste bereits schon am Abend in einer wüsten Schlacht. Aber nein, es war ja nur das allabendliche Begrüßungsschießen, das die feindlichen Fronten eben abhielten.

Nachdem ich festgestellt hatte, daß meine Transporte alle eingetroffen waren, begab ich mich nach Mitau zur Meldung beim Führer der Eisernen Division.

Schier wie ein Kriegslager erschien mir die sonst wenig anziehende Stadt auf meinem Wege zum Divisions-Stabsquartier. Fortgesetzt begegnete man Fouragier-Kolonnen, Autos, einzelnen Abteilungen, Meldereitern und immer nur Soldaten. Ihr Benehmen und ihre Haltung machten einen guten Eindruck. Man merkte, daß man sich näher am Feind befand. Der Posten vor der Kommandantur grüßte wieder in alter Weise — es ging ein froher Zug durch mein Herz — hier schien die Sache sich wieder in richtigen Händen zu befinden. Sehr interessierten mich in dieser soldatenreichen Stadt die baltischen und russischen Soldatentypen. Mit wirklich melodischen Klängen zog eine russische Abteilung an mir vorbei; die Andreasfahne voraus tragend, ließen sie noch einmal Erinnerungen an alte Zarenzeiten aufkommen. Nur

kämpften sie unter ihrem Führer, dem Fürsten Lieben, Seite an Seite mit uns gegen die russische Seuche, und sie schlugen sich wie auch die baltische Landeswehr sehr ordentlich. Letztere setzte sich damals zum großen Teil aus echten deutsch-baltischen Landeskindern zusammen. Solange war sie gut. Als sie später zur Stärkung ihrer Wehrmacht mit der Annahme ihrer Freiwilligen etwas weitzügiger wurden und auch viel Letten und weniger brauchbare deutsche Soldaten, die bei uns abgewirtschaftet hatten, ihrem „Klub“ einverleibten, ließen Haltung und Leistung zu wünschen übrig.

Ein Lorbeerblatt gebührt ihren Anführern. Voll höchster Ideale und der Liebe zu ihrem Baltienlande beseelt, taten sie alles mit ihren schwachen Kräften, um an der Befreiung ihres Landes mitzuwirken. Ich erwähne nur einen Baron Mannteuffel, der ja leider im Straßentampf in Riga am 22. Mai sein Leben ließ. Einer der Besten ging mit ihm dahin.

Nun stand ich vor meinem Kommandeur, Major Bischoff, der mich zur Meldung empfing.

Ich sah ihn zum erstenmal. Der Typ eines schlichten Frontoffiziers, der, nichts aus sich machend, doch so viel in sich vereinigte. Bei dem Hervorlehen seiner Ansichten erkannte ich, warum hier draußen alles auf diesen Führer eingeschworen war.

Wie klein wäre sich mancher in unserem lieben Vaterlande diesem Tatmenschen gegenüber vorgekommen.

Nur auf sich und seine Kraft bauend, tat er alles, um den Angehörigen seiner Truppe die Grundlagen für eine spätere Ansiedelung in Kurland zu schaffen.

Seinem Vaterlande wäre er ein zweiter Dorf geworden, hätten sich seine Ideale verwirklichen lassen.

An ihm lag es nicht, daß es mißlang! Unser Volk war nicht mehr fähig dazu; politisch unreif konnte es sich nicht zur Erkenntnis durchringen, daß hier im Osten alle Hebel angefaßt werden mußten und daß die „Eiserne Division“ das Rückgrat eines eisernen neuen deutschen Reiches werden konnte. Sonst hätte man mehr Verständnis für die Taten dieses Führers gehabt.

Wir, die wir draußen unter ihm unserem Vaterlande dienten, wissen, was er für sein Volk tun wollte.

An der Seite unserer größten Führer dieses Weltkrieges verdient Major Bischoff dereinst genannt zu werden.

Der erste Ruheaufenthalt in Mitau unserer nunmehr unter dem Namen „3. Kurländisches Infanterie-Regiment“ zusammengesetzten Infanterie galt der weiteren Pflege und Ausbildungszwecken.

Wir gingen zuerst an das Entlausen, was man ja eigentlich v o r dem Kurse in der Heimat zu tun pflegt, aber die lieben Tierchen hatten uns seit Stettin nicht verlassen wollen. Sie wollten aus dem Lager in Arelow n i c h t weichen. Nun sorgte eine gute Anstalt in Mitau dafür.

Auch unsere Pferdchen bekamen jetzt bessere Zeiten. Da die Weide schon vorgeschritten war, konnten sie sich im Freien tummeln; viele schreckte zuerst der nahe Kanonendonner; so erkannte man gleich die „Rekruten“ unter ihnen.

Täglich hielten wir kleine Gefechtsübungen im Beisein unseres Divisions-Kommandeurs ab, der sich über die Fähigkeiten der einzelnen Führer ein Bild machen wollte.

In ernstern Worten wies er uns wiederholt auf die große Verantwortlichkeit der Führer hin. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß unsachgemäße oder gar leicht-

sinnige Führung in dieser Art Krieg mehr denn je zu großen Verlusten und Rückschlägen führen mußte, daß aber zielbewußtes Handeln stets den gewünschten Erfolg brachte. Der Bolschewik wich auch unterlegenen Truppen aus, wenn er erkannt hatte, daß sie es besser konnten als er.

Mir wurde bei den verschiedenen Besprechungen über dieses Thema immer etwas ungemütlich. Ich hatte ja keine Ahnung von den elementarsten Regeln der Landkriegsführung. Was sollte nur werden. Wäre ich doch wieder zu Hause bei Mutter, so dachte ich abends in meiner primitiven Bettstelle. Aber durch häufige Uebungen und fortgesetztes Studium bekam ich Zutrauen. Büzkow, mein Adjutant, flüsterte dann ab und zu auch mal freundliche Worte, und so kam ich von dem Gedanken an Mutter allmählich wieder ab. Dagegen kannte ich das Signal: „ran an den Feind“, und daran wollte ich es nicht fehlen lassen.

So lag ich acht Tage in meinem Quartier — dem Winterhaus eines baltischen Landherrn —, in dem deutsche Soldaten und vorher Bolschewiken sehr wenig zart gehaust hatten. Wie sah es dort aus! Das Mobiliar war zum Teil weggeschleppt, die schönsten Möbel leiden ja schließlich, wenn man auf ihnen Spiegeleier kocht, sie gar als Putztisch benutzt oder die Seide der Sessel als Aufwischlappen verwendet. Aber dafür war es Detachementsführerquartier, und ich hatte ein Auto.

So stand ich denn allabendlich, nachdem ich meist 8—10 Eier gegessen hatte, am Fenster, sah auf die vor mir liegenden dunklen Waldungen und lauschte dem Kanonendonner in der Hoffnung, nun bald etwas vom Feinde zu sehen.

Der Feind hatte auf der anderen Seite des Naflusses einen Brückenkopf nicht weit von Mitau, und

so beschloß ich denn schließlich, auf eigene Faust mir die Bolschewiken mal anzusehen. Hierzu benutzte ich einen Tag, an dem die Batterie Kauffholz dort zur Ablösung in Stellung ging.


Von einer Front im eigentlichen Sinne konnte man sowohl bei uns wie bei den Bolschewiken nicht reden, es handelte sich fast auf beiden Seiten um mehr oder weniger starke Postierungen an bestimmten Punkten, deren Verbindung durch Patrouillen aufrechterhalten wurde. Die Stärke des Feindes war im Vergleich zur unsrigen erheblich größer.

In der Nähe des bewußten Brückentopfes stand in Abständen von mehreren 100 Metern an geeigneten Plätzen immer je ein Feldgeschütz. Die Bedienung hatte sich kleine Hütten zum Schutze gegen die Witterung gebaut, und in der landschaftlich hübschen Gegend fühlte sie sich bei schönem Frühlingswetter ganz behaglich. Abgesehen von Demonstrationsschießen und kleineren Patrouillenunternehmungen der Infanterie war es an der Front denn auch damals ruhig.

Einen Bolschewiken bekam ich aber nicht zu Gesicht, und so lauschte ich als Ersatz denn wieder in meinem Zimmer dem abendlichen Kanonendonner.

Ueber die strategische Lage hörte man überhaupt nichts Positives. Es lag nur so etwas in der Luft, daß demnächst ein Angriff auf Riga angesetzt würde. Die Hilferufe und die Nachrichten, die auf Umwegen von daher kamen, ließen dies auch durchaus notwendig erscheinen.





## Auf Vorposten.

Am 12. Mai erhielt ich Befehl, Teile der Garde-Reserve-division in ihrer Stellung am Na-Fluß für längere Zeit abzulösen.

Na, endlich! dachten wir alle, und beschleunigt rückten wir mit Gesang aus.

Da der Frühling in Kurland sich glänzend einführte und unsere Stimmung so noch erhöhte, berechtigte dieser erste Akt zu den freudigsten Hoffnungen.

Schnell richtete ich mich mit meinen drei Kompanien und der Maschinen-Gewehr-Kompanie gemäß Situationsplan ein und harrte der Dinge, die kommen sollten.

Ich selbst lag mit meinem Stab auf einem Gut, einige Kilometer hinter der Mitte meines Abschnittes. Die Kompanien waren alle am Fluß zum Teil in wunderhübscher Gegend postiert. Verpflegung war gut. Milch, Eier und Butter gab es ziemlich reichlich und der Na-Fluß speiste uns mit seinen Fischen, die verbotenerweise wiederholt durch Werfen mit Handgranaten ihrem Element abgerungen wurden. Diese Art Fischfang war eine der Unarten, die nicht aus den Beuten herauszubringen war. Im übrigen war ihre Haltung durchaus gut. Eine wahre Kriegsbegeisterung griff sogar bei der Nähe des Feindes Platz, die in zahlreichen Patrouillengängen ihre Betätigung finden sollte.

Die Stellungen des Feindes waren im allgemeinen ziemlich genau bekannt, hatten wir doch eine Anzahl Flieger zu unserer Aufklärung.

Es waren Bestandteile von lettischen Schützenregimentern, die wir gegenüber hatten, dazu die sogenannte Legion Liebknecht aus deutschen Deserteuren und in Rußland zurückgebliebenen Soldaten bestehend. Im Rahmen eines sogenannten kommunistischen Weiberbataillons kämpfte sogar die holde Weiblichkeit für die Sache des Rechts. Einige dieser Anhänger hat man am 22. Mai auf der Flucht vor uns von den Dünaabründen im eleganten Hechtsprung ins Wasser springen sehen.

Gott war ihrer irregeleiteten Seele hoffentlich gnädig!

Im übrigen wollte man wissen, daß diese Heldemädchen unterwärts sehr gut gekleidet gewesen seien, wozu nach Zeugenaussagen die ersten Rigaer Wäschegeschäfte herhalten mußten. Weiter erzählt man von ihnen, daß sie es waren, die in Riga während der Bolschewikenherrschaft die vielen Erschießungen im Auftrage der Kommissare vornahmen gegen einen Henkerlohn von 50 Rubel.

Warum so wenig Grazie bei so feiner Unterwäsche?  
Doch ich will nicht abschweifen.

Wiederholte Patrouillenunternehmungen, die zur Auskundschaftung der Stellung des Feindes dienen sollten, wurden stets mit Erfolg von den einzelnen Kompanien angefaßt. Gefangene und Ueberläufer mußten uns über die feindlichen Stellungen Aufklärung geben, wobei unser Doktor, ein sehr liebenswürdiger Balte, Dolmetscherdienste verrichtete. Sein eigener Bruder war von den Bolschewiken seinerzeit hingerichtet worden und starb, wie mir der Doktor berichtete, mit den Worten: „Ich sterbe als Deutscher und Christ!“. Oft mußte ich an diese Worte denken,

wenn ich unseren Doktor sah. Welche Seelengröße lag in diesen Worten und flößte mir selbst für ihn, den lebenden Bruder, Hochachtung ein.

Leider faßten wir keinen der Legion Liebtsnecht, auf die hatten unsere Leute einen besonderen Zorn; überhaupt war dieser durch die Nachrichten über die Zustände in Riga bis zu einem gewissen Höhepunkt gestiegen.

Da die lettische Bevölkerung sich zu Spionagediensten für die Bolschewiken hergab, verbot ich den Verkehr mit dem anderen Ufer. Trotzdem erscheinende angebliche Ueberläufer, die Fluchtversuche machten, wurden erschossen.

So war das Leben durch die Fühlung mit dem Feinde sehr abwechslungsreich. Am Tage ritt ich alle Stellungen ab, und abends berieten wir uns an Hand der Karte über neue Unternehmungen.

Am Morgen des 19. Mai wollte der Feind vor der Mitte meines Abschnitts ein größeres Unternehmen inszenieren. Er kam in ziemlicher Stärke in die Nähe des jenseitigen Ufers und baute Minenwerfer ein; aber ich hatte zwei Batterien an der Strippe, und sofort setzte die Gegenaktion ein; dazu ging eine stärkere Patrouille über den Fluß und machte Gefangene.

Dem Artilleriefener hielt überhaupt die Moral der Bolschewiken in den wenigen Fällen stand.

Die Aussagen der Gefangenen warfen im übrigen ein weniger günstiges Licht auf die Lage der „Roten“. Wiederholt klagte man über schlechte Verpflegung; auch kannten die „Roten“ offenbar schon das Koalitionsrecht und sollen wiederholt gestreift haben, besonders wenn von ihren Führern zum Angriff geblasen wurde.

Unsere interessante Vorpostentätigkeit, die durch eine für den nächsten Tag geplante gemeinsame Aktion mit einem Nachbarabschnitt ihre Fortsetzung erfahren und die zur Aushebung eines feindlichen Stützpunktes führen sollte, wurde auf höheren Befehl plötzlich unterbrochen, und ich wurde mit meinem Bataillon noch in derselben Nacht nach Mitau zurückbeordert.

Daß nur eine Schwadron von geringerer Stärke meinen mehrere Kilometerlangen Abschnitt vorläufig besetzen sollte, sprach für einen baldigen Vormarsch auf der ganzen Linie; so konnte es sich nur um die Einnahme von Riga handeln. In Mitau war das als offenes Geheimnis in aller Mund, nur der genaue Zeitpunkt für den Beginn der Aktion schien der Allgemeinheit noch nicht bekannt zu sein, und das war gut wegen der vielen bolschewistischen Spitzel, die sich in und um Mitau aufhielten.

Als ich mit Gefang mit meinem Bataillon in Mitau wieder einrückte, herrschte dort ein reges Treiben. Das Fouragieren hatte womöglich noch mehr zugenommen; weitere Truppen schienen auch während unserer Abwesenheit in Mitau eingezogen zu sein — es wimmelte von Kriegern; allen merkte man an, daß hier was besonderes vorging. Die Bevölkerung wollte schon wissen, daß es am Abend noch losgehen sollte. Hier war der Wunsch der Vater des Gedankens. Waren doch unter ihnen viele, die in Riga beheimatet waren und, von ihrem zurückgelassenen Hab und Gut getrennt, nichts von ihren dort weilenden Angehörigen hörten. Nur Schreckensnachrichten verlauteten aus Riga.

Am 21. Mai früh wurden alle Führer der „Eisernen Division“ zum Divisionskommandeur befohlen, und hier lüftete sich für uns der Schleier.

In kurzen Worten wurden wir über die allgemeine Lage orientiert, die dahin ging, daß die Truppen der baltischen Landeswehr nunmehr Riga angreifen und besetzen wollten. Da wir mit ihnen bisher eine zusammenhängende Front gebildet hatten, waren wir gezwungen, um nicht ein Loch zwischen der Landeswehr und der „Eisernen Division“ entstehen zu lassen, mitanzutreten.

Es wurde im einzelnen der Angriffsplan durchgesprochen unter besonderer Berücksichtigung der Sonderaufgaben kleinerer Detachements, die die Hauptunternehmer vorher einleiten sollten.

Für unsere geringen Kräfte bedeutete die Aufgabe ein Wagnis. Die uns gegenüber stehende Front war in der letzten Zeit noch verstärkt worden und zudem war anzunehmen, daß der Feind über unser Vorhaben durch lettische Spionage unterrichtet wurde und seine Führer eine Gegenaktion einleiten würden.

Für uns kam es daher darauf an, die bestehende feindliche Front schnell durchzustößen und dem Feinde bis Riga an der Klinge zu bleiben, um möglichst gleichzeitig mit ihm die Dünabrücken zu erreichen, die hierdurch vor einer vorzeitigen Sprengung bewahrt bleiben sollten.

Glückte das, so glückte alles. Vor gesprengten Dünabrücken zu stehen, bedeutete Scheitern des Unternehmens, denn ohne einen ausreichenden Pionierpark war dann nichts zu machen, und über diesen verfügten wir nicht. Riga blieb dann weiter den Bolschewikihorden überlassen. Tausende von Menschen, Deutsche und Letten, waren weiteren Todesqualen ausgesetzt. Also glücken mußte das Wagnis.

Alles war besprochen und auf das sorgsamste vorbereitet. Hatten wir uns doch sogar eine „Flotte“ aus zwei kleinen Fahrzeugen zugelegt, die, mit einem

5= und einem 8,8-Zentimeter-Geschütz bestückt, sehr gute Dienste leistete. Als sie später nach der Einnahme in Riga lag, forderte der Kommandant eines englischen Torpedobootes ihre Abmontierung, da sie seinem Fahrzeug artilleristisch überlegen wäre. Auch eine Art Psychose! Englands Furcht vor Deutschlands „Zukunft auf dem Wasser“ zeigte sich wieder mal im schönsten Lichte. Am 22. Mai in aller Morgenfrühe sollte die Befreiung Rigas eingeleitet werden.



## Die Befreiung Rigas.

In der Nacht vom 21. zum 22. Mai, um 11 Uhr, verließ ich mit meinem Bataillon Mitau und begab mich auf der Chaussee Mitau—Riga zu meiner Anfangsstellung.

Diese befand sich unweit des ersten feindlichen Brückenkopfes an der Chaussee im Walde. Alle an dem Vormarsch auf diese vorgesehenen Truppen fanden sich hier ein. Dies war das 3. Kurl. Inf.-Regt., bestehend aus zwei Bataillonen sowie zwei zum Detachement gehörenden Feldbatterien. Ferner benutzten die gesamten Bagagen die Eiserne-Divisions-Straße. Kavallerie hatten wir nicht bei uns.

Mein Befehl lautete ganz einfach, ich sollte als Regimentsreserve mit meinem Bataillon den Bewegungen unseres Spizenbataillons folgen. Na, dazu gehörten ja weiter keine besonderen strategischen Kenntnisse. Das konnte ich allenfalls noch.

Rechts und links von uns waren je einem weiteren Regiment mit der nötigen Artillerie Abschnitte zugeteilt worden. An dem rechten Flügel der „Eisernen Division“ ging die baltische Landeswehr mit ihren russischen und lettischen Formationen von ihren Stützpunkten aus vor.

So standen wir um 3 Uhr nachts alle gesammelt in unseren Anfangsstellungen.

Es war ein kühler Morgen, wunderbar fing die Sonne an aufzugehen; die walddreiche Umgebung, das kriegerische Bild, Flieger über uns, das Geratter der Maschinengewehre des in Berührung mit dem Feinde befindlichen Bataillons vor uns, erweckten in mir — dem Neuling — eine ganz besondere Stimmung. Das erstemal sollte ich doch endlich als Infanterist einmal an den Feind kommen.

Es dämmerten unwillkürlich in mir Erinnerungen, und ich mußte wieder lebhaft an jene Tropennacht zurückdenken, in der ich vor vielen Jahren in Puerto-Cabello in Venezuela mit unserem Landkorps durch die engen Straßen der Stadt zog, um unsere Landsleute zu befreien. Ich sah die Gewehrläufe der auf den Dächern hochenden venezolanischen Schützen auf uns gerichtet. Eine bewegungslose Kolonne, hätten sie uns alle abknallen können. Durch „Verhandlungen“ löste sich damals der Knoten. Lange ist mir dies ein niederdrückender Gedanke geblieben. Aber die hohe Politik erforderte es auch damals schon so.

Hier waren wir aber nicht eingeengt, hier wußten wir, daß es kein Verhandeln gab.

Für die nächsten Stunden sollte die Tat entscheiden. Um 4 Uhr morgens, pünktlich, setzte ein anderthalbstündiges Betrommeln der feindlichen Front ein und anschließend traten wir an. Das vor uns stehende Bataillon hatte keinen leichten Stand; da es sich durch die dichten Waldungen rechts und links vorarbeiten mußte, kam es nur langsam vorwärts.

Das auf der Chaussee vom Feinde gezogene Drahtverhau war bald beseitigt, und so konnten wir folgen.

Fröhlich lachend zogen wir hinter unsern kämpfenden Brüdern her. Das Schießen vor sowie rechts und links von uns nahm an Heftigkeit erheblich zu; man

hatte ihn also gepackt, den Feind. Da aber keine Verstärkung erbeten wurde, schien sich alles programmäßig zu entwickeln. Da, links die erste weiße Leuchtkugel, das Zeichen, daß die Kolonne an einem vorher bestimmten Punkt angelangt ist. Wieder vorn und links dasselbe Signal, der Feind scheint nicht zu halten, das Artilleriefeuer hat ihn wohl mürbe gemacht. Kein Wunder, wenn Damen dabei sind!

„Da stürzt ein Flieger ab!“, ruft mein Adjutant mir zu. Ja, leider einer der Unserigen, er kam in das Schleppseil eines Fesselballons.

So ging der Vormarsch unbehindert weiter. Die ersten Verwundeten begegneten uns. Die Sonne war inzwischen heraufgekommen und versprach einen heißen Tag. Ich entledigte mich meiner Pelzjacke und trank einen Schluck Rum. Gut, daß ich es tat, in den nächsten Minuten war die Flasche fort.

Borne halt — rechts und links um uns schlugen Artillerietreffer ein. Ein Zug der Batterie Kauffholz ist auf einen russischen Panzerzug gestoßen; ihm wird von diesem heftig zugesetzt. Ihr tatkräftiger Führer, Offizierstellvertreter Edler, war in dem Drange, vorwärtszukommen, sogar über die Infanteriespitze hinausgejagt und erleichterte auf diese Weise der nachkommenden Infanterie ihre Aufgabe wesentlich. Mit einigen Verlusten an Pferden ist die Episode abgetan. Der Panzerzug rollt ab! Weiter geht es langsam vorwärts.

Die Infanteriespitze fordert weiter Artillerie an. Kauffholz selbst mit dem Rest seiner Batterie pirscht nach vorn. Da — ein Geschosseinschlag mitten in die vorfahrende Batterie! Ein wildes Anäuel! Ein Blindgänger — null Tote — Gott sei Dank! Schade um jeden deutschen Soldaten, der dem Feuer der feindlichen Horden zum Opfer fällt.

Fünf Meter neben meinem zweiten Pferde wieder ein Aufschlag. Das sah verdächtig aus. „Schulz, wie gehts?“ — „Mir, gut, aber der Gaul ist verrückt, er dreht sich fortgesetzt im Kreise! —“ Die Feldflasche mit Rum ist verloren gegangen. Wie komisch!

Weiter ziehen wir, immer die Chaussee entlang. Es fängt an, heiß zu werden und langweilig dazu, man hört kaum noch schießen. Meldungen von vorn besagen, daß der Feind auf voller Flucht vor uns ist; hinterher sein, heißt jetzt alles.

Inzwischen hat auch baltische Landeswehr in sehr schweren Kämpfen den Feind überall geworfen. Mit unbezähmbarem Drange geht es auch bei ihr vorwärts, sie müssen die ersten sein, die ihren befreiten Brüdern in Riga die Hand reichen; und das beflügelt ihren Fuß.

Ohne Zwischenfall erreichen wir am Mittag Olai, die Gegend, wo sich die russischen Stellungen aus dem Weltkriege befinden. Sie sind noch tadellos erhalten und durchaus verteidigungsfähig. Ich habe Befehl, dort zu halten und Rast zu machen; marschierten wir doch fast ohne Pause den ganzen Vormittag — eine glänzende Leistung unserer Truppen. Der Aufenthalt reizt alles zum Niesen — hier ging eine Gasgranate nieder —! Also auf — 500 Meter weiter!

Wir harren sehnsüchtig der Feldküchen, aber die vielen Kolonnen verstopfen die Chaussee; ist doch alles auf diese eine angewiesen; schließlich kommen sie. Man muß nur schimpfen! Nur schnell essen, wir wollen weiter! Wir müssen dem Feind an der Klinge bleiben! Die Stimmung der Leute ist glänzend; sie könnten bis Petersburg laufen, rufen sie lachend.

Der Divisionsstab trifft ein. Kurze Beratung für das weitere Vorgehen. Man hatte hier in den gut ausgebauten russischen Stellungen den Widerstand des Feindes erwartet. Dem war nicht so; er war zu sehr ins Laufen gekommen. Zurückgebliebene und viel hinterlassene Ausrüstung kennzeichnete seinen Weg.

Der Divisionsstab hat weiter disponiert; kurz darauf erhalte ich Befehl, mit meinem Bataillon als Spitze anzutreten.

Der reinste Gilmarisch hebt nun an. Wir müssen die Vorkolonnie der Formation Petersdorff einholen.

Wieder haben wir viele Kilometer hinter uns. Gewehr hat ganz aufgehört. Wir, die Mittelkolonne, sind den Nachbarabschnitten weit voraus; sie müssen ja auch durch beschwerlichstes Gelände. 10 Kilometer vor Riga! Vorn scheint es nicht nach Wunsch zu gehen; der Feind hat sich vor Riga wieder in Gehöften festgesetzt. Es ist wohl die feindliche Nachhut, die den Rückzug decken soll.

Auf 7 Autos verpackt, geht es mit den Hauptteilen des Bataillons noch schneller nach vorn, bis dicht an das Weichbild der Rigaer Vorstadt. Die Kirchtürme von Riga scheinen herüber! Ja, wir hören Euren Hilferuf, Ihr Gefangenen! Wir reichen Euch bald die Hand! Feindliche Batterien legen das Feuer rechts und links der Chaussee, warum nicht auf die Chaussee? Vor uns stockt es. Eine Kolonne der Formation Petersdorff macht Raft. Sie wartet auf Nachricht von vorn; auch wir warten für Augenblicke. Die Chaussee liegt nun unter heftigem Feuer. Ich löse das Bataillon auf. Züge zur Säuberung der Maschinengewehrnesten rücken vor. Wir bleiben in Deckung. Allmählich merkt man die Arbeit der durch Hütten und Laubengewirr sich vorarbeitenden Züge.

Ein Zug bringt 250 Gefangene, zwei 15-Zentimeter-Geschütze und Maschinengewehre ein.

Wir kommen unbehelligt in die Vorstadt. Da liegt ein deutscher Soldat. Bauchschuß! Niemand hatte sich um ihn gekümmert; wir übergeben ihn der Sanitätskolonne.

Die baltische Landeswehr hatte auch hier kräftig vorgearbeitet und jeden weiteren Widerstand gebrochen.

Krankenschwestern und Ärzte in weißen Gewändern kommen uns entgegen. Gott sei Dank brauchen wir sie nicht. Ueberall werden wir mit Jubel begrüßt.

Man hört das Knattern der Maschinengewehre von der anderen Seite der Düna, dazwischen Kanonendonner. Also drüben Straßenkampf.

Der Weg über die Dünabrücke ist frei. Beschleunigt gehts darüber. Die alte Holzbrücke zittert bei der übertriebenen Belastung. Die Stadt scheint schon in der Hand der baltischen Landeswehr zu sein, wir sollten ja auch nur durchmarschieren, um uns am jenseitigen Ausgang zu sammeln. Die „Eiserne Division“ will einen Ring um die Stadt legen, zu ihrem Schutz gegen Angriffe von Osten. Die baltische Landeswehr wird Riga unter ihre Fittiche nehmen. Mancher Bolschewik mußte so seinen letzten Gang antreten und büßte hierdurch Freveltaten, die er an der wehrlosen Bevölkerung begangen hatte.

Wir ziehen weiter. Eine ungenaue Karte läßt uns den Weg in der Stadt verlieren. Wir geraten in starkes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Aus allen Häusern knallt es. Keine Freude! Wir drücken uns weiter vor. Das Feuer wird vernichtend. Ich will mich über die Lage orientieren und! wage mich etwas weit vor, dafür bekomme ich einen Schlag an

den Hals — eine Kugel ist es nicht — dafür aber erheblich viel Mauerkalk. Ein Querschläger ging dicht neben mir in die Wand. Neben der Halsschlagader blute ich etwas. Donnerwetter, das ging noch gut. Wir suchen zunächst Deckung in den Hauseingängen. Die Kugeln pfeifen uns um die Ohren; gut, daß man Stahlhelme hat. Wir müssen weiter, also heraus aus der Deckung; gleichzeitig flaut das Feuer etwas ab. Die baltische Landeswehr kommt von der anderen Seite. Mit Geschütz und Panzerauto tut sie ihre wohlthuende Pflicht.

Der Feind hat genug. Er baut ab. Wer mit der Waffe getroffen wird, sinkt ins Grab.

Die Haupträdelsführer sind scheinbar gefaßt. Sie haben an einen so überraschenden Angriff nicht geglaubt. Ihr Anführer war schlauer; er ging uns durchs Garn, nachdem er seinen Schwiegersohn — einen deutschen Deserteur — noch zwei Tage vorher verheiratet hatte. Wie das Gerücht geht: Mitgift 2½ Millionen Rubel! Das ist die Idee des heutigen Kommunismus. Was dein ist, muß mein werden!

Der Rigaer Kommunismus zog dem Volke tatsächlich das Letzte aus.

Alles, was irgend an Wert, wurde enteignet und als Kompensation für Lebensmittel für die „roten Soldaten“ in die Ukraine gesandt. Selbst vor der persönlichsten Ausstattung schreckte man nicht zurück. fand man doch im Kommunistenhaus Stapel von gestohlener Wäsche. In ganz Riga war in den ersten Tagen kein Klavier aufzutreiben! Allmählich kam dann manches aus sicheren Verstecken.

Wer je ein solches Uebermaß an Begeisterung miterlebt hat, wie wir hier nach der Befreiung am 23. abends, wer weinende und lachende Menschen sah, die jeden ihrer Befreier mit Blumen überschüttend, ihm

danfbar die Hände küffen wollten, wer daneben die tragifchen Bilder nach Oeffnen der Gefängnisse, die halbverhungerten Menschen in den Straßen fehen mußte, wer gefehen hat, daß Kinder, die man den Eltern fortgenommen hatte, vor Weinen nicht effen konnten, als man fie aus warmer Feldflüche fpeifen wollte, wer dazu die Leichenbegräbniffe der noch fünfzehn Minuten vor unferer Ankunft erfchossenen deutſchen Paftoren mit angefehen hat, dem krampfte fich das Herz, und nur der kann ermessen, was das Volk unter diefem kommunistifchen Mächthaber hat erdulden müffen.

Ich habe fpäter die einfachften Leute über vergangene Zustände befragt und alle, ob Arbeiter, Gewerbetreibender oder Landmann, fie waren erschüttert, daß es fo etwas in der Welt geben könne.

Hätten deutſche Arbeiter zu damaliger Zeit nur für wenige Augenblicke einen Blick in diefe Leidensstadt tun können, fie wären heute längft abgerückt von den Demagogen, die derartige Zustände auch bei uns heraufbeſchwören möchten.

Hier ringen nicht Weltanfchauungen gegeneinander. Der heute gepredigte Kommunismus ist nichts weiter, als ein Kampf des Verbrechertums gegen das Bürgertum.

Nach mehrftündigem, erbittertem Kampfe, der auch auf unferer Seite Opfer forderte, find die Hauptzentren der Stadt vom Feinde geſäubert.

Gegen 7 Uhr abends ist der Weg nach meinem Rendez-vous-Platz frei. Ich fammele meine etwas gelockerte Truppe in der Nähe des Bahnhofes. Hungernde Menschen stürmen auf uns ein, wer ein Stückchen Brot erhaſcht, birgt es ängstlich unter feinem Kleid und verſchwindet.

Man munkelt von ungeheuren Beständen, welche die bolschewistischen Kommissare an vielen Punkten der Stadt verborgen haben sollen. Der Oberbefehlshaber der baltischen Landeswehr hat als Stadtgouverneur das Standrecht erklärt. Alle bisherigen Anordnungen aus der Zeit der Bolschewikenherrschaft werden sofort außer Kraft gesetzt. Vor 6 Uhr morgens und von 6 Uhr abends an darf keiner die Straße betreten; ohne Erlaubnis darf keine Zivilperson die Stadt verlassen, gilt es doch zunächst aller derjenigen Elemente habhaft zu werden, die sich an der Bevölkerung versündigt haben. Wer Gestohlenes hat, sei es Lebensmittel, Möbel oder sonstiges fremdes Eigentum, das er sich in den letzten Monaten widerrechtlich angeeignet hat und nicht sofort anmeldet, verfällt dem Standrecht.

Drakonisch — aber gerecht!

Allmählich kommt viel aus den bolschewistischen Geheimmagazinen zum Vorschein — französischer Sekt, Kognak, viel, sehr viel Rauchwaren und Lebensmittel in Hülle und Fülle. Alles unterliegt der allgemeinen Verteilung. Zudem erwartet man in den nächsten Tagen amerikanische Lebensmittel-dampfer. So konnte die erste Not bald gelindert werden.

Zur Entgegennahme weiterer Befehle begab ich mich zu dem vorläufigen Quartier des Regimentsstabes. Auf dem Wege dahin sah ich deutsche Soldaten mit dem Niederbrennen des Liebknecht-Denkmal's beschäftigt. Die bolschewistischen Machthaber, von denen nebenbei der größte Teil Juden war, hatten diesen Erinnerungsbau aus Holz auf den Sockel des früheren Denkmal's für Peter den Großen gesetzt. Man konnte vor Menschengewoge kaum von der Stelle kommen; alles winkte, jeder wollte hören,

daß wir nicht gleich wieder weggehen. Ich habe den ganzen Kock voll geschenkter Blumen gesteckt; nur Wasser fehlte für meine ausgetrocknete Kehle. Ich erhalte es in einem Hotel. Die von mir gewünschte Zigarette auch. Kostenpunkt  $2\frac{1}{2}$  Rubel.

Viele Leute bieten uns Geld an. Unsere Leute erfreuen sich stellenweise eines reichen Schatzes an Zarenrubeln; alles Geschenke der dankbaren Bevölkerung.

In der Sowjetstaatskasse der Machthaber fand man im übrigen noch eine Million Sowjetgeld — natürlich Papier. Wertlos!

Ich gehe nach erhaltenem Befehl zurück zum Bataillon und beobachte unterwegs, wie deutsche Soldaten Straßenschilder abnehmen. „Ich sehe gar nicht ein“, sagte im Vorübergehen einer, „warum Rosa Luxemburg und Liebknecht hier verehigt werden sollen!“ Runter sind sie! Auch noch vereinzelt wehende rote Fahnen müssen erst gewaltsam entfernt werden.

Am Marktplatz hat sich jetzt wieder unser ganzes Detachement versammelt.

Auf verschiedenen Wegen verlassen wir um 8 Uhr abends die Stadt, um östlich von Riga Stellung zu beziehen.

Die Aufklärung hatte ergeben, daß der Feind sich immer noch in östlicher Richtung auf voller Flucht befand. Ueberall sollten jedoch versprengte Abteilungen herumirren. Sie suchten die nahen Wälder auf und wurden dort nach und nach ausgehoben. Mir war die Batterie Schneider, deren Führer im Straßenkampf verwundet war, zugeteilt.

Durch die Moskauer Vorstadt gehts jetzt heraus, hier sieht man doch wiederholt verkniffene Gesichter — also Anhänger der Bolschewiki. Ich muß unwill-

fürlich wieder an die Nacht in Puerto-Cabello denken.

Zum Ausdenken komme ich kaum. Da erhebt sich am Ende meiner Kolonne wildes Geschiesse. Aus den rechts und links stehenden Häusern kommt es heraus. Aber wir verstehen unser Handwerk; alles wird sofort im Reime erstickt. Zwei Detonationen mitten in unsere Bagage! Fliegerbomben — alles geht so gut als möglich in Deckung. Maschinengewehre beschießen den abziehenden Flieger.

Wir waren jetzt fast 20 Stunden unterwegs. Müdigkeit regte sich überall. Ich legte mich auf einen in der Nähe befindlichen Gutshof, die Nacht in den Wäldern war mir zu unsicher. Wir igelten uns nach allen Seiten ein und verloren uns in traumlosem Schlaf. Die Natur forderte ihr Recht; derartig viel Eindrücke greifen die Nerven an.

Wohl jeder legte sich an jenem Tage mit dem Gefühl nieder, mitgewirkt zu haben an einem Befreiungswerk, durch welches eine grauenhafte Epoche ihr rasches Ende fand.

Wenige Tage Vorpostendienst unweit von Riga führte uns in walddreiche Gegend. Der Feind hatte sich in den letzten Tagen wieder etwas vorgefühlt, wahrscheinlich, um festzustellen, wie weit die Stadt von uns nach der Einnahme gesichert wäre. Die nördlich von uns stehende baltische Landeswehr vertrieb die letzten geschlossenen Teile, die sich vor ihren Abschnitt gesetzt hatten und hatte hierbei noch erheblichen Widerstand zu brechen; sonst blieb alles ruhig.

Nach einer Woche zog ich mit meinem Bataillon in die nunmehr beruhigte Stadt ein.

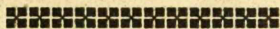
Mit fester Hand führte dort der Oberbefehlshaber der baltischen Landeswehr, Major Fletscher, die Zügel.

Welch ein Unterschied gegen die Tage vorher! Alles schien wieder zu neuem Leben zu erstehen.

Da die amerikanischen Dampfer bereits erschienen waren, prangten die Schaufenster voll schönster Lederbissen. Die Hotels und Kaffees waren wieder in Betrieb, selbst das deutsche Restaurant Karsten hatte seine Tore wieder geöffnet. Seinen tüchtigen Geschäftsführer hatten wir ja selbst in unserer Mitte. Er stellte sich s. Zt. in Kretow freiwillig zur Verfügung. Sein Lokal, Kasino der bolschewistischen Kommisfare, war noch in relativ gutem Zustande, bis auf Wein fehlte nichts. Beim Finanzminister fand man viele leere und auch noch einige gefüllte Flaschen davon.

Die Disziplin in dieser großen Stadt zu wahren, war nicht leicht; allerhand Sorgen stellten sich ein, und ich war froh, als ich am 28. Mai wieder in ländliche Einsamkeit zurückkonnte.





## Der Vormarsch auf Friedrichstadt.

Ein neuer Vormarsch schwebte in der Luft. Der Bolschewik saß in Friedrichstadt fest. Dort sollte er auch große Magazine haben. Die konnten wir ebenso gut gebrauchen wie er!

Am 29. 5. versammelte sich das Detachement Poensgen in dem Waldlager bei Reiskatte. Hier fanden wir noch genügend Baracken und Hütten, um die Nacht zu verbringen. Sie war noch recht frisch.

Da es sich um einen beschleunigten Marsch handeln sollte, ließen wir zur Erleichterung der Wagen alles Unnötige zurück und traten mittags an. Vom Feind hörte und sah man nichts. Auf unserem jetzigen Vormarsch hofften wir, ihn jedoch zu treffen und ihn vor allem in Friedrichstadt abzufangen. Mit einer auf der anderen Seite der Düna heranmarschierenden Kolonne wollten wir ihn zwischen uns nehmen.

Es waren besonders heiße Tage. Unserer Bagage schlossen sich eine Anzahl Panjewagen an, um unsere Leute abwechselnd fahren zu können.

Mit Flieder geschmückt zogen wir durch diese schöne Welt.

Am Abend des 30. Mai erreichten wir Baldon. Das für mich bestimmte Quartier war wenig freundlich. Außerdem baumelte am Baume ein Panje. Er hatte mit zweien seiner Söhne einen benachbarten

deutschen Gutsbesitzer umgebracht. Eine deutsche Strafexpedition statuierte hier ein Exempel. Sein kleiner Sohn weinte sehr, als ich mit ihm sprach; er tat mir leid, aber was hilft's? Kriegsrecht!

Am 31. 5. gegen Abend erreichten wir die Gegend, wo die ersten Postierungen des Feindes zu erwarten waren. Sie sollten tief im Walde liegen und in den ersten Morgenstunden in überraschendem Angriff von uns genommen werden. Da eine Eisenbahnlinie den Wald kreuzte, rechneten wir wieder mit dem ominösen Panzerzug; diesmal hofften wir ihn zu erledigen.

Nachts bivouacierte mein Bataillon dicht am Feind im Freien. Mit uns die Batterie Kauffholz. Man erkannte diese stets von ferne. Als äußeres Zeichen ihrer vaterländischen Gesinnung führte sie immer eine schwarz=weiß=rote Fahne mit sich. Mit ihr hielten wir stets gute Freundschaft.

Es ist kalt, da wir uns nicht am Feuer wärmen dürfen; alles muß im Dunkeln bleiben, der Feind darf uns nicht bemerken.

Um 5.30 morgens, am 1. Juni, traten wir an, und da wir mit erheblichem Widerstand rechnen mußten, mit der nötigen Sicherung. Diese hatten wir nämlich in letzter Zeit schon ziemlich außer acht gelassen. Seiten- und Rückendeckung kannten wir seit Riga nicht mehr. Wir waren zu schwach und mußten unsere Kraft zusammenhalten. Wenn wir so durch die dunklen Wälder gingen, blickte man öfters doch etwas besorgt nach rechts und links. Aber es ging stets gut.

Gegen 10 Uhr kamen wir mit dem Feind in Berührung, leider nur mit der Nachhut. Er hatte also doch Wind bekommen und räumte sein Waldlager fluchtartig. Alles hatte er stehen und liegen lassen. Neben einigen Pferden erbeuteten wir u. a. auch einen Schinken. Hurrah!

Doch vorwärts! Dem Feinde hurtig nachgesetzt. In der nächsten Stunde hob sich ein Gewaltmarsch allererster Ordnung an. Bei der Mittagshize auf tiefen Sandwegen schleppten wir uns ohne Pause vorwärts. Unterwegs erhalte ich weiteren Befehl, mit meinem Bataillon und einer Batterie noch mehr nach Süden auszuholen, um abmarschierende Kolonnen auf die Straße Friedrichstadt = Jacobstadt unter Feuer zu nehmen.

Mit der Infanterie konnte ich nicht mehr zur Zeit kommen; also die Batterie und die M.-G.-Kompanie im Trab voraus. Die Männer schimpften, fuhren dafür aber Galopp. Pünktlich 12 Uhr standen sie an dem befohlenen Platz; der Gegner war schon seit zwei Stunden fort, wie wir später erfuhren. Um 1 Uhr standen wir an der Düna und fanden die Brücke gesprengt, sonst von Kampfspuren nichts zu bemerken.

Um 4 Uhr rückte ich in Friedrichstadt ein. Soweit man von einer Stadt reden kann; sie besteht eigentlich nur aus Trümmern und Ueberresten. Hier hat der Weltkrieg ganze Arbeit gemacht!

Außer lettischen Juden fand man kaum Menschen in der Stadt. Aber auch bis hierher hatten die bolschewistischen Machthaber ihre Fühler ausgestreckt. Wir nisteten uns ein, durch die gesprengte Brücke von den Truppen jenseits der Düna getrennt.

Unter Major von Lössow hatten diese von Riga aus den Vormarsch angetreten und waren bei Kömershof auf starken Widerstand gestoßen. Wieder wirkte ein feindlicher Panzerzug mit. Leider hatten wir Verluste zu beklagen.

Am 2. Tage unseres Aufenthalts ging ein russischer Stabskapitän zu uns über — er hatte es nicht mehr ertragen können, unter dieser Herrschaft zu kämpfen. Als alter Zarenoffizier hatte er an vielen

Schlachten des Feldkrieges teilgenommen. Er gab uns wertvolle Fingerzeige über die strategische Lage. Hiernach bestand vor uns eine feindliche Front nicht mehr. Alles war im Rückzug.

Die lettische Formation hatte sich zum Teil in Wohlgefallen aufgelöst, zum Teil trieben sie sich als bewaffnete Banden in Wäldern herum. Wir mußten später Maßnahmen treffen, um die in unserem Rücken befindlichen Horden wirksam in Schach zu halten.

Inzwischen zeigten sich die Folgen der langen Märsche bei unseren Leuten. Seit ungefähr 14 Tagen waren wir jetzt fortgesetzt unterwegs, unsere Truppen bedurften daher dringend der Ruhe, bei der geringen Stärke der Kompanien — über 50 Köpfe hatte fast keine Kompanie mehr — wurden sie auch an sogenannten Ruhetagen durch Posten und fortgesetzte Patrouillengänge erheblich beansprucht.

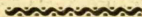
So wurde uns denn jenseits der Düna eine Stellung zugewiesen, in der wir in beschaulicher Ruhe den geradezu wunderbaren Frühling genießen konnten.

Am 4. Juni überschritten wir die von uns geflickte Dünabrücke und zogen am Ufer in der Richtung auf Riga zu weiter.

In Obergalen nahmen wir, nachdem wir wieder 45 Kilometer marschiert waren, Quartier. Hier warteten wir auf die so nötige Verpflegung. Die Kolonnen hatten uns nicht so schnell folgen können und so mußten wir an die Eisernen Bestände heran, was ich nur sehr ungern tat, denn jederzeit konnte wieder ein neuer Vormarsch nötig werden.

Am 6. Juni bezogen wir die Stellungen; diesmal hatten wir es gut. Ein Quartier schöner als das andere.

In Stubbensee, 10—12 Kilometer von Riga, in dem verlassenen Schloß eines baltischen Landherrn, verbrachte ich die letzten schönen Frühlingstage im Baltienland.



## Schlußwort.

Am 13. Juni kehrte ich nach Deutschland zurück, um mich meinem neuen bürgerlichen Beruf zuzuwenden.

Nach 19jähriger aktiver Offizierslaufbahn hatte ich nun auch eine andere Seite des Krieges kennen gelernt. Sie war interessant und erfolgreich zugleich und wird eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens bilden.

Der Kampf gegen die Bolschewiken flammte nicht mehr auf. Die Führung der „Eisernen Division“ konnte sich jetzt, nachdem Kurland fast restlos vom Feinde frei war, den Siedelungsfragen mehr und mehr zuwenden. Allerorts waren die Vorbereitungen hierzu im Gange gewesen. Jeder Truppenteil hatte Siedelungsoffiziere bestellt, die nach Richtlinien eines bei der Division befindlichen Referenten arbeiteten.

Die baltische und auch die livländische Ritterschaft hatte ihren Befreiern Siedelungsland zur Verfügung gestellt. Die Balten allein Land für ungefähr 35 000 Siedler, das in Parzellen von 80 Morgen deutschen Kolonisten zugänglich gemacht werden sollte. Es wurden unter den Leuten Siedelungsausschüsse und Genossenschaften gebildet, Unterrichtskurse erteilt, Landstriche besichtigt und aufgekauft, und zuletzt wurden auch schon vereinzelt Angehörige der „Eisernen Division“ angesiedelt.

Dieser großzügige, in der Entstehung begriffene Siedlungsplan, dem sich s. Zt. schon unsere großen Führer der Obersten Heeresleitung zugewendet hatten, ist nun gescheitert.

Welche Entlastung hätte seine Durchführung für unser Vaterland bedeutet.

Aber wir waren ja im Weltkrieg unterlegen. Der Neid der Engländer, die für ihre Politik im Osten bangten, trieb einen Keil hinein. Zuerst wurde die uns freundlich gesinnte lettische Regierung gestürzt, eine radikale Regierung mußte alle Verträge für ungültig erklären. Letten, Esten und Littauer wurden mit englischer Hilfe ins Feld gegen uns geführt, die baltische Landeswehr zu einer Polizeitruppe herabgedrückt, Uneinigkeit in die Reihen der russischen Truppen getragen. Und als die „Eiserne Division“ trotzdem stark blieb und sich ihr wohlverdienenes Recht gewaltsam nehmen wollte, da drohten die Alliierten mit Zwangsmaßnahmen gegen unser niedergebrochenes Volk.

Aus diesem bitteren Zwange heraus hat die „Eiserne Division“ kapituliert!

Unge schlagen, wie 1918 unsere Heere im Westen, hat auch sie, aufrecht und ungebrochen den Rückzug antreten müssen nach vielen erfolgreichen Kampfhandlungen langer Monate.

Es waren die schlechtesten Männer nicht, die Gesundheit und Leben einsetzten, um einer Kulturaufgabe zum Ziele zu verhelfen.

Möge ihnen dies die Heimat nie vergessen!



**DR. BUBENDEY & KOBER**  
HAMBURG 8      **VERLAG**      ZIPPELHAUS 8

In unserm Verlag erschien:

# Aus stürmischen Tagen

Revolutionserinnerungen  
eines Hamburgers

von

Archangelus.

Der „**Hamburgische Correspondent**“  
schreibt am 13. Januar 1920:

„Aus stürmischen Tagen“ nennen sich die Revolutionserinnerungen eines Hamburgers, die als Broschüre im Verlag von Dr. Bubendey und Kober in Hamburg erschienen sind. In interessanter und lebendiger Folge werden darin aus den ersten Revolutionstagen, aus Kiel, Schleswig und Hamburg Einzelheiten gehäuft, die der Verfasser selbst erlebt hat und die die Revolution in all ihren kleinen Schwächen und Narrheiten aufdeckt. Das Ganze liest sich wie eine gute, dramatisch gesteigerte Novelle oder wie ein kleiner Roman und läßt noch einmal jene stürmischen Tage lebendig miterleben.

Preis 90 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch

**DR. BUBENDEY & KOBER**  
HAMBURG 8      **VERLAG**      ZIPPELHAUS 8

DR. BUBENDEY & KOBER  
HAMBURG 8      VERLAG      ZIPPELHAUS 8

In unserm Verlag erschienen  
in der Reihe der

# Hamburger Flugschriften

Herausgeber Dr. Hanns Bubendey

folgende finanzpolitische und geldtheoretische  
Aufsätze:

**Finanznot u. Reichsregierung** von Dr. Friedr.  
Bendixen, Direktor der Hypothekbank Hamburg  
Preis Mk. 0.35

**Die neuen Steuern** von Staatsminister a. D.  
Dr. jur. J. Becker, M. d. N.      Preis Mk. 0.45

**Staatsbankrott oder Inflation** von Dr. Friedr.  
Bendixen, Direktor der Hypothekbank Hamburg  
Preis Mk. 0.80



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen  
oder durch

DR. BUBENDEY & KOBER  
HAMBURG 8      VERLAG      ZIPPELHAUS 8

DR. BUBENDEY & KOBER  
HAMBURG 8 VERLAG ZIPPELHAUS 8

In unserm Verlag erschien:

Die  
Schuldigen

von

Dr. Hanns Bubendey.



Preis 40 Pfg.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen  
oder durch

DR. BUBENDEY & KOBER  
HAMBURG 8 VERLAG ZIPPELHAUS 8

DR. BUBENDEY & KOBER  
HAMBURG 8 VERLAG ZIPPELHAUS 8

In unserm Verlag erschien:

# Einheitsstaat und Kaisergedanke

von

Dr. Paul de Chapeaurouge.

☞

Preis 50 Pfg.

☞

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen  
oder durch

DR. BUBENDEY & KOBER  
HAMBURG 8 VERLAG ZIPPELHAUS 8

**DR. BUBENDEY & KOBER**  
HAMBURG 8 **VERLAG** ZIPPELHAUS 8

In unserm Verlag erscheint:

# Das neue Hamburg.

Wochenschrift für Politik, Wirtschaft und  
Kultur.

Unter Mitarbeit von:

Finanzminister a. D. Dr. jur. **J. Becker**, M. d. N. Dr. **Friedrich Bendixen**, Direktor der Hypothekbank, Hamburg. Konteradmiral **Grüninghaus**-Berlin. Dr. **Paul de Chapeaurouge**, M. d. B. Geh. O.-Reg.-Rat Dr. **Cuno**, Vorsitzender des Direktoriums der Hamburg-Amerika-Linie. Dr. **Th. Hampe**, Syndikus der Gewerbekammer. Dr. **Olga Herschel**. Dr. **Hugo**, M. d. N. **S. Jacobowsky**, Syndikus der Detaillistenkammer Hamburg. Frau **Clara Mende**, M. d. N. Hauptpastor D Dr. **Kode**, M. d. B. Generalsekretär **W. O. Rose**, M. d. B. Dr. **Gustav Stiesemann**, M. d. N. **S. H. Witthoesft**, Präses der Handelskammer in Hamburg, M. d. N. und B. u. a.

Herausgegeben von Dr. Hanns Bubendey.

„Das neue Hamburg“ tritt ein für  
nationale Politik,  
für eine  
liberale Wirtschaftsordnung  
und den  
sozialen Ausgleich  
auf allen Gebieten der Kultur.

Bezugsbedingungen:

Durch die Post (ausschl. Bestellgeld) oder durch den Buchhandel vierteljährlich 4 Mk. Einzelheft 50 Pf. An allen Zeitungsständen, bei den Bahnhofsbuchhandlungen u. in den einschlägigen Geschäften erhältlich oder unmittelbar durch:

**DR. BUBENDEY & KOBER**  
HAMBURG 8 **VERLAG** ZIPPELHAUS 8